Zeitschrift: Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins Schweizerdeutsch
Herausgeber: Verein Schweizerdeutsch
Band: - (1983)
Heft: 3

Artikel: Aller guten Dinge sind drei
Autor: Schwarzenbach, Ruedi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-961808

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerdeutsch

Vierteljahrsdruck des Bundes Schwyzertütsch 1983/III

Aller guten Dinge sind drei

Zu den Schweizerdeutsch-Büchern
Arthur Baur, Was ist eigentlich Schweizerdeutsch? 160 Seiten.
Andreas Lötscher, Schweizerdeutsch. Geschichte, Dialekte, Gebrauch. 212 Seiten.

Was bisher gefehlt hat, eine handliche, auch für den Laien verständliche Übersicht über all das, was man mit dem Stichwort «Schweizerdeutsch» verbindet, liegt nun gleich dreifach vor. Ich hoffe, es gehe andern Lesern wie mir: ich freue mich über alle drei Darstellungen. Sie haben viel besser Platz nebeneinander, als man zunächst befürchtet.

Auf den Beitrag von **Walter Haas** im Sammelband «Die viersprachige Schweiz» (Aarau 1982) ist an dieser Stelle bereits verwiesen worden; anzuzeigen bleiben nun die beiden selbständigen Publikationen, die diesen Frühling herausgekommen sind (etwas überstürzt vielleicht, denn in beiden sind allzu viele Fehler stehengeblieben).

Arthur Baur ist Zürcher, heute wieder in der Stadt zu Hause, nachdem ihn sein Zeitungsberuf jahrzehntelang in Bern und Winterthur festgehalten hat. Als Kantonsschüler hatte er seinerzeit einen ganz besonderen Deutschlehrer: August Steiger, den engagierten Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins in den bewegten Jahren von 1916 bis 1942. Studiert hat Baur bei Rudolf Hotzenköcherle und Eugen Dieth, abgeschlossen hat er mit einer sprachgeschichtlichen Arbeit. Erstaunlich, wie aufmerksam er seither neben seiner journalistischen Arbeit die Entwicklung unserer Sprachverhältnisse verfolgt hat – und wie viel er selbst dazu beigetragen hat: als Redaktor, als Rezensent, als Lehrbuchautor und als Radiomitarbeiter. Ein Leben mit der Sprache und ein Leben für die Sprache spiegelt sich in seinem Buch, und es fällt auch auf, wie weit der Blick reicht, wie viele Vergleiche mit andern Sprachen und ihrer Geltung gezogen werden.

Andreas Lötscher ist Aargauer. Auch er hat Germanistik studiert, freilich gut 30 Jahre später als Baur, in Zürich und in Basel, wo er heute an der Universität wirkt. Sein Buch stützt sich deshalb vor allem auf die Ergebnisse der Mundartforschung, in die er sich gründlich eingearbeitet hat und deren Entwicklung er zu Beginn ausführlich nachzeichnet. Jedem Kapitel ist zudem ein zweckmässiger kleiner Wegweiser zur Fachliteratur beigegeben. In der *geschichtlichen Darstellung* holt Lötscher weiter aus. Unter Einbezug der Siedlungsgeschichte und der Namenkunde zeigt er, wie das Deutsche mit den Alemannen in die Schweiz gekommen ist und wie sich im Mittelalter die Sprachgrenzen ausgebildet haben; ausführlich stellt er dann die allmähliche Ablösung der alten regionalen Schreibsprachen durch das Neuhochdeutsche – zunächst für Druck und Schrift, später auch für Rede, Verhandlung und Unterricht – dar, wobei er nachdrücklich darauf hinweist, wie langsam und mit welchen Unterschieden nach Anwendungsbereichen und Regionen diese Ablösung vonstatten gegangen ist. Das Schwergewicht der geschichtlichen Abschnitte Baurs dagegen liegt auf der Darstellung der Aktivitäten zugunsten des Schweizerdeutschen im 20. Jahrhundert, und in diesen Teilen geht sein Buch weit über die Vermittlung von Forschungsergebnissen hinaus, da wird es zum Dokumentarbericht aus persönlichem Miterleben und Mitgestalten heraus. Baur hat als Student den Gründer der (nicht langlebigen) «Schwyzer Schproch-Biwegig», Emil Baer, bei der damaligen Ausarbeitung einer schweizerdeutschen Schriftsprache linguistisch beraten, er hat die Entstehung des Bundes Schwyzertütsch (1938) mitverfolgt; in trefflichen Abschnitten würdigt er August Steiger, Adolf Guggenbühl, Eugen Dieth und deren Einstehen für die Sache der Mundart. Er hat auch selber als einer der ersten Schweizerdeutschkurse erteilt und ein Lehrmittel dafür geschaffen, das sich in seiner heutigen Fassung gut auch als grammatische Darstellung des Zürichdeutschen lesen lässt.

Wer seine Kenntnisse in dieser Richtung erweitern will, greift daher besser nach diesem «Schwyzertüütsch» als nach dem

neuen Band, oder er liest Lötschers gut geratenes Kapitel über die Laute, Formen, Sätze und Wörter des Schweizerdeutschen, in dem jene Eigenarten zusammengestellt sind, die «allen oder den meisten Schweizer Dialekten in gleicher oder in vergleichbarer Weise zukommen». Die erfreulich unkonventionellen Beispiele erscheinen in aargauischer Form und entsprechen dem Sprachstand einer jüngeren Generation.
Eine glückliche Hand hat Lötscher auch in der Schilderung der – wie er sie nennt – «Dialektgeographie des Volksmunds», die zeigt, welche *Dialektunterschiede* dem Deutschschweizer bewusst werden und wie sehr sich seine Dialekteinteilung von jener des Sprachgeographen unterscheidet.
In der Vermittlung des wissenschaftlichen Bildes der deutschschweizerischen Sprachlandschaft geht Lötscher dann allerdings über den Rahmen eines allgemein verständlichen Sachbuches hinaus. Wer sich in dieser Ausführlichkeit informieren möchte, kann ebenso gut direkt nach den entsprechenden Darstellungen Rudolf Hotzenköcherles greifen, sei es nach dem nachgelassenen Werk «Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz» oder nach dem Sammelband mit den Aufsätzen, die beide vor der Auslieferung stehen.
Dass auf eine Darstellung der Dialektvielfalt, die sich auf die Materialien des Sprachatlasses der deutschen Schweiz stützt, eine gewisse Ernüchterung folgen muss, wenn man sich dem *heutigen Stand der Dialekte* zuwendet, ist begreiflich. Ob man aber – wie Lötscher – bereits von einer «durcheinandergeratenen Dialektwelt der Schweiz» reden soll oder zur Einsicht kommen will, «dass die Sprachvermischung [eines Dialektsprechers] gegenüber der Beibehaltung eines alten, urchigen Dialekts im täglichen Leben praktische Vorteile bietet», möchte ich allerdings noch dahingestellt bleiben lassen.
Im übrigen sind sich Baur und Lötscher in der Beurteilung des *Mundartwandels* einig: er beweise gerade, dass das Schweizerdeutsche lebenskräftig sei, und manche Entwicklung im Formensystem eines Dialekts, die dem Puristen verdächtig erscheine, könne der Vereinfachung oder der Tilgung von Unklarheiten dienen. Mit Unbehagen registrieren allerdings beide jene Form des passiven Mundartwandels, die die Dialekte durch Verlust ihrer Eigenarten immer näher ans Standarddeutsche bringt. Baur fordert: «Was noch lebendig ist, müssen wir unbedingt zu erhalten trachten, sonst verkommt unser Schweizerdeutsch doch noch zu einem helvetisch ausgesprochenen Hochdeutsch, wie es die Pessimisten vorauszusagen pflegen.» Die *Sprachpflege* habe zwar weniger bei einzelnen Formen und Wörtern einzusetzen, sondern müsse vor allem die *Meinung* verbessern, die der Deutschschweizer von seiner Mundart habe. «In unserem Land wird heute die eigene Sprache nicht gemäss ihrem wahren Wert eingeschätzt», meint Baur. Sie müsse «moralisch und formell» aufgewertet werden, und darum sei seine Publikation ein «politisches Buch».
Wohl weist auch Lötscher auf gesellschaftliche und politische Kräfte hin, etwa wenn er eine der Ursachen der heutigen Mundartwelle im Wunsch nach demokratischeren Verhältnissen sieht. Baur aber zeigt nicht nur politische Motive auf, sondern er bringt sie ins Spiel und setzt Ziele: er betreibt *Sprachpolitik.*
Ein Schlagwort seiner Aktion für das Schweizerdeutsche ist jenes von der «Fünften Landessprache». Was die Bundesverfassung als «Deutsch» bezeichnet, sind für ihn zwei Sprachen. «Schweizerdeutsche Umgangssprache» und «Hochdeutsche Schriftsprache». Und es ist Baur hoch anzurechnen, dass er den Fragen, die sich aus diesem Postulat ergeben, nicht ausweicht:
«Was sagen die Miteidgenossen» fragt er zum Beispiel ganz direkt und stellt in drei Abschnitten Stimmen aus dem Welschland, aus dem Tessin und aus Romanisch-Bünden zusammen, aus denen doch auch viel Verständnis für das Schweizerdeutsche spricht.
«Sprache oder weniger?» heisst ein Abschnitt, in dem er die Meinungen verschiedener Autoren, wie ‹Sprache› und ‹Dialekt› voneinander abzugrenzen seien, einander gegenüberstellt, wobei für ihn kein Zweifel darüber besteht, dass das Schweizerdeutsche – so gut wie das Luxemburgische oder das Slowakische – als Sprache einzustufen sei.
«Ist Hochdeutsch eine Fremdsprache?» ist dann folgerichtig zu fragen, und auch hier überlässt Baur die Argumente dafür und dagegen andern. Selber äussert er sich vorsichtig so, dass das Ver-

---

Neuausgaben

In der vom Bund Schwyzertütsch betreuten Reihe der «Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen» in allgemeinverständlicher Darstellung sind soeben in neuen, unveränderten Auflagen erschienen:
Band V: *E Baseldytsch-Sammlig,* ygruumt in zwelf Fächli und in e Vytryne, von *Fridolin* (= Robert B. Christ), mit Helge vom Ferdi Afflerbach, 5. Auflage, Birkhäuser-Verlag Basel 1983; 231 S.; Fr. 24.–.
Band VIII: *Urner Mundartwörterbuch,* von *Felix Aschwanden* und *Walter Clauss,* 2. Auflage, Verlag Bibliotheksgesellschaft Uri, Altdorf 1983; 720 S.; Fr. 45.–.

hältnis des Deutschschweizers «zu der Sprache, die er täglich liest und aus dem Lautsprecher hört, die er meist auch schreibt, aber nur dann spricht, wenn es nicht anders geht», mindestens «ein gebrochenes und ambivalentes» sei. Dies mag für viele von uns gelten, sicher aber gilt es nicht für Arthur Baur selbst, der ein ebenso sachgerechtes wie zugriffiges Schriftdeutsch schreibt, auch die neusten Untersuchungen des geschriebenen und gesprochenen Schweizerhochdeutschen kennt und von sich sagt: «Wenn nun jemand aus dem Vorangegangenen schliessen sollte, dass ich die deutsche Schriftsprache überhaupt ablehne, so müsste ich diesem Eindruck entschieden entgegentreten.»

Was schliesslich die Verwendung von Mundart und Standarddeutsch im *Sprachgebrauch* betrifft, vermitteln beide Autoren ein treffendes Bild der Verhältnisse und vor allem eine Vorstellung davon, wie verwickelt diese Gebräuche sind. Lötscher hat den bemerkenswerten Versuch unternommen, sechs Prinzipien der Sprachformwahl herauszuschälen («wobei zu beachten ist, dass in den meisten Fällen die beschriebenen Prinzipien keine feststehenden Regeln sind»). Baurs entsprechendes Kapitel «Wo gilt heute Schweizerdeutsch?» ergänzt diese Darstellung in glücklicher Weise, da sie weitere Bereiche einbezieht und in den Beispielen verschiedentlich genauer und aktueller ist.

Zu befürchten ist zweierlei: dass *Baurs* Buch wegen seiner einseitigen Absichtserklärung, es sei «kein Beitrag zur schweizerdeutschen Sprachforschung, sondern ein politisches Buch», von eben dieser Sprachforschung liegengelassen wird (auch die fragwürdige Umschlagvignette könnte dazu beitragen); und dass sich der Leser von *Lötschers* Buch zu wenig Rechenschaft gibt über die Schwierigkeiten des Deutschschweizers in seinen sprachlichen Beziehungen zu den Nachbarn deutscher und welscher Zunge.

Dank und Anerkennung verdienen beide: für den Mut, mit dem sie an eine schwierige Aufgabe herangegangen sind; für das Geschick, mit dem sie den vielfältigen Stoff gegliedert und vereinfacht haben, für den Willen, das Bewusstsein des Deutschschweizers für die Schönheiten und Gefahren seiner sprachlichen Lage zu fördern. *Ruedi Schwarzenbach*

Arthur Baur, Was ist eigentlich Schweizerdeutsch? 160 Seiten. Gemsberg Verlag, Winterthur 1983, Fr. 22.80.

Andreas Lötscher, Schweizerdeutsch. Geschichte, Dialekte, Gebrauch. 212 Seiten. Verlag Huber, Frauenfeld 1983, Fr. 29.80.

C. F. Ramuz, Di grossi Angscht i de Bärge

«La grande peur dans la montagne» i ds Bärndütsche übertreit vom *H. U. Schwaar*

Ramuz' eigenwillig kantige Sprache, die holzschnittartige Erzähltechnik, der Stoff seiner Romane aus der bäuerlichen Welt haben in der alemannischen Schweiz früh schon Widerhall gefunden. Man glaubte, bei aller Verschiedenheit der Mentalität, darin einen verwandten Klang zu hören. Es verwundert deshalb nicht, dass verschiedentlich Übertragungen ins Schweizerdeutsche versucht wurden, so von *Fritz Enderlin* «La grande guerre du Sondrebond» in die Mundart von Kesswil TG, Bruchstücke aus «Derborence» von *E. Klötzli* in diejenige von Blumenstein bei Thun und von *Werner Günther* Abschnitte aus «La grande peur dans la montagne» ins Landbernische des Oberaargaus (im Anhang zu seiner Monographie des Dichters). Ganz besonders aber hat sich *Hans Ulrich Schwaar*, geboren 1920 in Sumiswald, Ramuz' angenommen. Nach «Jean Luc persécuté», «Aline» und «Le petit village» ist von ihm im Viktoria Verlag, Ostermundigen-Bern, die Übertragung eines Hauptwerks des Waadtländers «La grande peur dans la montagne» in Emmentaler Mundart erschienen.

Ramuz in Mundart zu übersetzen ist nicht unproblematisch; die Gefahr, ihn damit zum Heimatdichter – mit dem Beigeschmack, der dem Wort anhaftet – zu machen, liegt nahe. Ramuz hat sich nie als Heimatdichter verstanden; er hat auch nicht im Waadtländer patois geschrieben, sondern in der Hochsprache, und wenn sein Französisch nicht das geschliffene Idiom des Parisers ist, so nicht, um dialektal zu wirken, sondern um Sprache, Handlung, Personen, Landschaft in Einklang zu bringen: «Il faut que mon style ait la démarche de mes personnages.» Er hat dies unter vielen Mühen in einem künstlerischen Kraftakt zustande gebracht: «La simplicité est un aboutissement, non un point de départ.» Ramuz schreibt nicht Umgangssprache; im Gegenteil, er bedient sich ihrer, um sein Französisch im eigentlichen Sinne des Wortes zu stilisieren. Dieser Aspekt von Ramuz' Sprache, einer Kunstsprache, ist in einer Mundartübersetzung nicht wiederzugeben.

Eine aufmerksame Betrachtung von Schwaars Übertragung zeigt, dass es ihm auch nicht darum ge-